

Für meine Familie



Bianca Fuchs

Seelen
räuber

Deutsche Erstausgabe als Printbuch
© 2017 Bianca Fuchs
c/o Papyrus Autoren-Club
Pettenkoferstr. 16-18
10247 Berlin

<https://seelenlaeufblog.wordpress.com>

Deutsche Erstausgabe als Printbuch

Umschlaggestaltung: Juliane Schneeweiss
www.juliane-schneeweiss.de

Bildmaterial: © Depositphotos.com, Shutterstock.com
Korrektur, Lektorat, Layout: Lektor-hoch-drei, Ludwigsburg
www.lektor-hoch-drei.de

Herstellung und Verlag: BoD – Books on Demand, Norderstedt

ISBN Paperback: 978-3-746-02851-4

Das Werk, einschließlich seiner Teile, ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlages und der Autorin
unzulässig. Dies gilt insbesondere für die elektronische oder sonstige
Vervielfältigung, Übersetzung, Verbreitung und öffentliche
Zugänglichmachung.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar

Prolog

Das Baby schrie. Ein Junge von nicht einmal acht Jahren lehnte im Türrahmen und starrte – die Hände knetend – in den Raum. Der süß-herbe Duft des Lavendels zog vom Garten durch das offene Fenster hin zu dem kleinen Bettchen. Der Säugling blieb von dem beruhigenden Geruch, wie es schien, unberührt, denn er steigerte sein Brüllen um eine weitere Oktave.

Der Junge atmete mehrmals tief ein, ging zu der kleinen Wiege und legte seine zitternde Hand flach auf die Brust des Babys. Es dauerte einen Moment, dann drehte es das Köpfchen in seine Richtung. Augenblicklich herrschte Stille.

Mit der Hand wischte der Junge die Tränen aus dem geröteten Gesicht des Säuglings. Als er seine Finger wegzog, packte die kleine Hand zu. Der Griff war erstaunlich fest. Der Achtjährige presste die Lider aufeinander. Doch der Ausdruck in den kleinen Augen hatte sich bis in alle Ewigkeit in ihm eingebrannt. Es war ein stummes Flehen einer unschuldigen Seele.

Eine Bewegung riss den Jungen aus seiner Lethargie. Er sah seinen Vater, hinter dem sich die ersten Schatten sammelten. Der Junge löste jeden Finger entschlossen, aber so behutsam wie möglich, bis die kleine Hand des Babys hinabglitt.

Erneutes Gebrüll setzte ein, als der Mann an die Wiege herantrat. Hätte man das erste Schreien noch problem-

los einem weinenden Kind zuordnen können, glich dieses nun einer heulenden Katze. Schweiß trat auf die Stirn des Jungen. Er ließ seinen Blick zur Tür gleiten, in deren Rahmen sich das Licht der Freiheit bis über die Schwelle ausbreitete. Vier Schritte würden ausreichen, um aus dem Schatten zu treten. Doch seine Beine gehorchten ihm nicht. Er wischte stattdessen mit der Hand über sein T-Shirt.

Wie über das Baby richtete auch jemand anderes über sein Schicksal.

»Sieh es dir an«, erhob sich eine eisige Stimme über das Gebrüll hinweg und drängte das Licht endgültig zurück. »Dieses jämmerliche Bündel schreit jetzt schon wie ein Weichei.«

»Muss ich das wirklich tun?« Der Junge sah zu seinem Vater hinauf.

»Ja«, gab dieser zurück und wandte den Blick von dem kleinen Geschöpf ab. »Nur so kann die Ehre unserer Familie wiederhergestellt werden. Der Bastard ist eine Schande für uns!«

»Aber Mutter ...«, setzte der Junge erneut an.

»Deine Mutter ist tot!«, schnitt ihm sein Vater das Wort ab. »Und er ist daran schuld!« Er wies mit dem Finger in Richtung der Wiege.

»Aber er ist doch ein Baby.« Tränen traten ihm in die Augen.

Der Mann packte die Unterarme des Jungen, zog ihn zu sich, bis sich ihre Wangen berührten. »Deshalb ist jetzt genau der richtige Zeitpunkt, um die Dinge wieder ins Lot zu rücken, bevor es zu spät ist«, drangen die Worte in sein Ohr.

Das Zittern seiner Hände hatte sich jetzt auf seinen ganzen Körper ausgebreitet. Sein Vater würde das als Zeichen von Schwäche deuten. Der Junge schaute zu Boden, wagte, weder ihn noch den Säugling anzusehen.

Er schloss die Augen, ließ seine Gedanken in sein Innerstes hinabgleiten, bis er die Quelle fand, die ihm die Kraft verlieh. Er zog an ihr. Wärme stieg in ihm auf, erst in kleinen Wellen, dann immer rascher, bis sie aus seinem Körper schwappte und die Kälte um ihn hinfortspülte. Rotes Licht floss in einem wilden Strom um ihn herum. Der Junge hatte Mühe, es zu kontrollieren, weil sich alles in ihm sträubte, den nächsten Schritt zu gehen. Er schaute zu seinem Vater. Ein schwaches Grinsen lag in dessen Gesicht.

Während seine Silhouette aus ziegelrotem Licht bestand, war die seines Vaters blutrot und von einem dichten pechschwarzen Rand umgeben. Von ihm hatte er gelernt, dass dieser Rand einerseits Stärke bedeutete, andererseits das Ansehen der Familie garantierte. Dem Jungen gefiel das Schwarz nicht. Es implizierte Dunkelheit und Angst. Doch das durfte er niemals laut aussprechen.

»Los jetzt«, riss sein Vater ihn aus den Gedanken. Der Junge trat wieder an das Bettchen heran, schloss die Augen, weil er nicht sehen wollte, was er gleich anrichten sollte. Das Zittern sowie das ungute Gefühl in seinem Bauch blieben. Es dauerte, bis er sich derart unter Kontrolle hatte, dass er einen Versuch wagen konnte. Ein letztes Mal atmete er ein, dann streckte er seine unsichtbaren Fühler aus und suchte nach dem Baby. Er erkannte das hektische Pochen von dessen Aura sofort. Eine schwache Stelle brauchte er nicht zu suchen. Dieses unschuldige Geschöpf lag völlig wehrlos vor ihm.

Abermals stiegen Tränen in dem Jungen auf, als er seine Aura der des Babys entgegenstreckte. Er berührte sie sanft, wollte signalisieren, dass alles gut werden würde. Doch nichts war gut. Seine Mutter war fort und mit ihr die Liebe und die Wärme, die ihn vor der Welt, die ihn umgab, geschützt hatte. Er war jetzt alleine und der

Schmerz darüber drohte ihn zu zerstören. Er drang in die Aura des Säuglings ein. Ein kleiner Stoß genügte, dann brach der Widerstand. Vor seinem inneren Auge erschien seine Mutter und blickte traurig auf ihn herab. Sie hätte das nie gewollt und er hatte ihr ein Versprechen gegeben.

Er zog sich zurück. Gleichzeitig näherte sich eine andere Aura der geschaffenen Bruchstelle. Doch anstatt in sie einzudringen, zog sie an der Aura des Jungen, zwang sie hinab. Der Junge riss die Augen auf, wehrte sich, war der Kraft dieser blutschwarzen Wand aber nicht gewachsen. Er drang immer weiter in das Fluidum des Säuglings ein, bis er die Stelle über dem flatternden Herzen erreicht hatte. Dünne grüne Bindfäden strömten aus der Aura des Babys in seine und nahmen das unschuldige Leben mit sich. Ein Bach aus Tränen floss die Wangen des Jungen hinunter. Das Baby ließ einen erstickten letzten Schrei hören, hob wie in Abwehr die kleinen Ärmchen, dann lag es reglos da. Augenblicklich löste sich die Verbindung und der Junge sackte zusammen. Seine Aura floss in einem satten Rot um ihn herum. Am Rand hatte sich Dunkelheit wie ein Mantel über die Aura gelegt. Der Junge hatte sein Mal bekommen. Er war jetzt einer von ihnen.

»Steh auf«, forderte sein Vater.

Nur mühsam kam er auf die Beine, die neue Kraft lähmte ihn.

»Das hast du sehr gut gemacht! Ich bin stolz auf dich.« Mit einem genüsslichen Lächeln schaute sein Vater auf das reglose Bündel.

»Was wird jetzt mit ihm?«, fragte der Junge.

»Ich werde jemanden finden, der sich darum kümmert.« Dann verließ er das Zimmer.

Der Junge trat an das Bettchen heran, beugte sich darüber. Der Brustkorb des Babys hob und senkte sich

kaum wahrnehmbar. Er hatte ihn nicht getötet, durchfuhr es ihn erleichtert.

»Ich werde mich um dich kümmern. Ich werde das hier irgendwann wieder gutmachen. Das verspreche ich«, flüsterte er.

Kapitel 1

Der Glockenschlag von Great St. Marys hallte zweimal über Cambridge hinweg und hinterließ bei Zoya eine Gänsehaut. Sie fuhr sich über die Arme, um die Kälte abzustreifen, doch ihre Haut war warm.

Sie stand inmitten der St. John's Street unter einer Laterne, in deren spärlichem Licht ein paar Nachtfalter träge ihre Kreise zogen. Die Häuserfassaden ragten zu beiden Seiten auf und hinderten den Mond daran, sein Licht auszubreiten.

Sie schlug den Weg zum Markt ein, wo Jasper sicherlich wartete. Nicht weit entfernt rollte eine Bierflasche über die Straße, dann waren Schritte zu hören. Die Kälte kroch ihr in die Glieder. Sie schluckte und schmeckte den Staub der letzten Tage. Jemand lachte. Dann hörte sie erste Fetzen eines Gesprächs. Zoyas Herz schlug gegen ihren Brustkorb. Ein eng umschlungenes Pärchen trat in den Lichtkegel. Sie trugen beide mittelalterliche Gewänder, wie man sie dieser Tage häufig sah, denn es war Mitte August und das Shakespeare Festival war in vollem Gange und lockte viele Besucher an, die sich einen Spaß daraus machten, in zeitgenössischer Kleidung durch die Stadt zu ziehen.

Als sich ihre Wege kreuzten, trafen die Blicke des jungen Mannes ihre, wanderten tiefer und hinterließen einen bitteren Geschmack in ihrer Kehle. Ihr Magen verkrampfte und versetzte ihren Körper in Alarmbereitschaft. Sie konzentrierte sich auf ihren Pulsschlag, der in rhythmischen Wellen durch sie floss. Er nahm an Inten-

sität zu, bis er einen Strom bildete, ihre Aura aus ihrem Körper trieb und eine Silhouette weißen Lichts um sie legte.

Zoya zügelte sich. In der Dunkelheit konnte es passieren, dass Unbegabte ihre Präsenz wahrnahmen. Sollte der junge Mann der Jäger sein, wäre sie gut beraten, sich nicht zu erkennen zu geben.

Sie schaute dem Paar hinterher. Er hatte einen Arm um die Taille der Frau geschlungen, ihr Kopf lag an seiner Schulter. Ihre Aura floss gleichförmig dahin, seine war in Aufruhr. Doch beide leuchteten lediglich in einem blassen Schein.

Zoya atmete aus. Die Lichter verschwanden. Was die beiden heute Nacht auch immer erlebten, es war rein zwischenmenschlicher Natur. Zoya hoffte, dass dies auch so bleiben würde. Sie wussten ja nicht ...

Ihr Smartphone vibrierte.

»Hier alles ruhig. Und bei dir?«, stand auf dem Display.

Zoya schmunzelte. Das war die dritte Nachricht in der letzten viertel Stunde. Es schmeichelte Zoya, dass er sich noch immer um sie sorgte, auch wenn sie das für überflüssig hielt. Jasper konnte einfach nicht anders. Dass er sie überhaupt länger als fünf Minuten aus den Augen ließ, grenzte an ein Wunder. Doch nur so vermochten sie ein größeres Areal abzudecken, konnten vielleicht Schlimmeres verhindern.

Ein grünes Glühwürmchen tauchte keine zwei Meter entfernt vor ihr auf. Zoya hielt inne, beobachtete es. Es schwirrte durch die Luft, taumelte hin und her. Es war wohl doch nur das, was sie sah, ein Insekt der Nacht. Schon wollte sie sich abwenden, als das Tierchen seine Richtung änderte. Es kam näher und setzte sich auf ihren nackten Arm. Dort, wo es aufkam, fühlte sie das vertraute Kribbeln. Danach hatte sie gesucht, auch wenn sie

gehofft hatte, es diese Nacht nicht zu finden. Eine Sekunde später flammte ihre Aura auf. Dieses Mal ließ Zoya sie ungezügelt kreisen, damit sie ihr den Weg weisen konnte.

»Er ist hier. Ganz in der Nähe!« Sie hämmerte die Worte in ihr Display.

Sie schaute auf und suchte die Gasse nach anderen Lichtpartikeln ab. »Wird eine Seele aus einem lebenden Körper gerissen, kann sie ihre ursprüngliche Form nicht beibehalten, weil ihr ein Anker fehlt«, erinnerte sie sich an Hardstones Worte. »Sie wird instabil und zerfällt in viele kleine Teile, wenn man sie nicht schnell genug an eine andere Seele heftet. Sonst treibt sie wie Staub durch die Luft, bis sie sich schließlich verflüchtigt.«

Für gewöhnlich waren Seelenräuber daran interessiert, wenig Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, aus Angst vor dem Rat. Sie arbeiteten schnell, hinterließen wenig Spuren. Dieser Jäger war anders: Er riss die Seelen aus seinen Opfern wie ein Tiger ein Stück Fleisch aus seiner Beute.

Mehrere grüne Lichtpunkte sanken auf Zoya nieder, um sich an ihre Aura zu heften wie Metallspäne an einen Magnet. Serafina hatte ihr gesagt, dass dies an der Reinheit ihrer Aura lag, und in der Tat funkelte sie gerade wie ein geschliffener Diamant. Nur sie besaß diese Gabe, weshalb nur sie in der Lage war, die Opfer rechtzeitig zu finden und ihnen zu helfen. Und genau diese Umstände waren für Zoya Fluch und Segen zugleich.

Aus der losen Ansammlung der Seelenfetzen war ein blassgrüner Strahl geworden, ähnlich eines Seils, an dessen Ende das Opfer hing.

Ihre Haut prickelte, weil sich immer mehr Partikel an ihr Fluidum hefteten. Dies war vergleichbar mit Regentropfen, wenn sie auf Haut trafen. Der Unterschied war, dass sie die Persönlichkeit des Opfers mit sich trugen.

Kleinere vermittelten nur den Hauch eines Gefühls, größere brachten Erinnerungen. Je näher Zoya den Opfern kam, umso greifbarer und zusammenhängender wurden die Erinnerungen, desto größer wurden die Seelenfetzen. Sie würde nur ihre erste fremde Erinnerung vergessen. Sie war die eines sterbenden Mönchs an einem nebligen Herbstmorgen gewesen, voller Frieden und im Einklang mit der Natur.

Jetzt hingegen sah Zoya einen Jungen auf einem Spielplatz, wie er eine Kerze auf einer Torte auspustete, wie er seinen ersten Kuss durchlebte, wie er weinte, weil ihn seine Liebe verlassen hatte.

Sie bog in eine kleine Seitengasse ein, in der die Häuser dicht an dicht standen. Sie zögerte. »Mach keinen Blödsinn. Wage es ja nicht, alleine Jagd zu machen«, hallten Jaspers Worte in ihrem Kopf. Doch Zoya musste dem Opfer schnell helfen, um möglichst viele Partikel an dessen Körper binden zu können. Das Licht hatte an Intensität zugenommen und flackerte jetzt wild um sie herum. Sie ging weiter. Als sie eine Biegung passierte, erkannte sie die Ursache. Der Lichtfaden endete an einer Mauer, dort, wo jemand auf dem Boden lag. Um ihn herum wirbelten hunderte Seelenfetzen, tanzten hektisch durch die Nacht. Die Mauer verband eine Häuserreihe. Hier arbeiteten tagsüber Geschäftsleute, Versicherungskaufleute und Immobilienmakler. Das perfekte Umfeld, um nach Ladenschluss ungestört zu sein.

Zoyas Brustkorb schnürte sich zu, denn neben dem Opfer saß eine dunkle Gestalt, umgeben von einem Orange, dessen Ränder im Schatten verschwanden. Zoyas Aura reagierte auf die Gefahr, wurde noch intensiver, wirbelte um ihren Körper und erhellte weite Teile der Gasse. Noch eine Eigenschaft, die Zoya zu schaffen machte. Ihre Aura strahlte heller als jede andere. Und jetzt war gerade kein guter Moment dafür.

Die Gestalt hob ihren Kopf, das Gesicht lag verborgen unter einer weiten Kapuze.

Zoya verkrampfte und löste damit ein Rauschen in ihren Ohren aus. Das war nicht gut.

Doch der Jäger schaute nicht einmal in ihre Richtung und widmete sich wieder seinem Opfer. Dabei fiel ein geflochtener Zopf über die Schultern der Jägerin. In Zoya stieg Wut empor. Nicht nur waren sie schon wieder zu spät gekommen, sie hatten auch niemals daran gedacht, dass sie einer Frau hinterherjagten, obwohl die Opfer fast ausschließlich junge Männer waren. Zoya fielen auf Anhieb mehrere Bars ein, in denen Frauen ohne Begleitung nicht lange auf Gesellschaft warten mussten. Leichte Beute für eine Seelenräuberin. Dennoch, die Brutalität, mit der sie ihren Opfern die Seele entriss, hätte Zoya einer so zierlichen Person niemals zugetraut.

Ein grüner Strahl erhob sich von dem reglosen Körper, trat in die Aura der Jägerin ein, hinterließ eine grüne Lichtspur, vermischte sich mit der orangefarbenen Masse und erlosch.

Zoya trat einen Schritt vor, hielt inne, ging einen weiteren Schritt. Seelenfetzen stoben auseinander und stiegen in die Nacht empor oder fanden den Weg zu ihr. Sie konnte doch nicht zusehen, wie die Jägerin ihrem Opfer all die Erinnerungen nahm!

Plötzlich schob sich blaues Licht neben Zoya.

»Du solltest auf mich warten!«, zischte Jasper und packte sie am Arm.

»Das tue ich doch«, antwortete Zoya, ohne ihren Blick von der Jägerin zu nehmen.

»Sah aber gerade anders aus.«

Zoya drehte den Kopf. »Wir müssen ihm helfen.«

»Das stimmt.« Er fischte sein Smartphone aus der Hosentasche und tippte eine Nachricht an seinen Vater

ein. Dann sah er zur Jägerin. »Es ist genug für heute!«, rief er.

Zoya erstarrte.

Das Rauschen in ihren Ohren nahm zu.

»Was machst du denn?«, zischte sie.

»Helfen, wie du es wolltest.«

»Indem du uns als Futter anbietest?«

Jasper lachte. »Sie reagiert ja nicht einmal.«

Zoya sah wieder zur Jägerin.

»Es ist genug!«, brüllte Jasper noch einmal.

Seine Worte schnitten durch die Nacht und beendeten das Rauschen in Zoyas Ohren. Sekundenlang herrschte absolute Stille, bis auf Zoyas Pulsschlag, dessen Rhythmus ihre Aura pulsierend in sich aufnahm.

Der grüne Lichtstrahl erlosch.

»Geht doch«, sagte Jasper.

Die Jägerin stand langsam auf, neigte den Kopf, dann kam sie näher.

»Nicht gut!«, raunte Zoya.

Jasper reagierte sofort, schob sich vor Zoya und versperrte die Sicht auf die Jägerin. Ihre Aura bildete um Jaspers Blau eine sämige tieforange Masse mit einem pechschwarzen Rand, der allgemein als Mal bezeichnet wurde. Dies war eine Folge des Seelenraubs. Die Seelen des Opfers verdichteten die Auren der Räuber, machten sie dadurch stärker und hinterließen einen rauschähnlichen Zustand bei den Angreifern. Zwei Gründe, die die Hemmschwelle mancher Seelenläufer sinken ließ und sie zu Seelenräubern machte.

Zoyas Herz schmerzte. Sie konnte nur erahnen, wie viele unschuldige Seelen zur Entstehung des Mals beigetragen hatten. Heute Nacht war eine weitere dazugekommen. Noch immer wirbelten die Seelenfetzen um Zoya herum, wie Staub in der Wüste, und würden ebenso verfliegen, wenn sie nicht bald etwas unternahm.

Sie trat neben Jasper, der sofort eine Hand ausstreckte und sie am Weitergehen hinderte. Aaron erschien am anderen Ende der Gasse, was der Jägerin mit einem kurzen Blick über die Schulter nicht verborgen blieb.

»Bleib hier!«, forderte Jasper Zoya auf und ging langsam auf die Jägerin zu. Aber selbst als Aaron und Jasper sich ihr bis auf wenige Meter näherten, blieb sie unbeeindruckt.

Sie stand reglos da, lauerte. Dann lachte sie. Es klang grausam verzerrt und hinterließ bei Zoya einen Schauer auf dem Rücken. Die Jägerin trat an die Mauer heran, sprang, erreichte mit beiden Händen die obere Kante, drückte sich mit einem Fuß an der Wand ab und zog sich hoch, bis sie auf der Mauer hockte wie ein Alb. Das alles dauerte nicht länger als einen Lidschlag. Aaron und Jasper waren einen Moment erstarrt, sprinteten dann aber zur Mauer. Noch ehe sie diese erreicht hatten, war die Jägerin verschwunden.

Es polterte und auf einem der gegenüberliegenden Dächer tauchte eine Silhouette auf. Die Gestalt war kleiner als Jasper, aber ließ breite Schultern erahnen. Geschmeidig wie eine Katze bewegte sie sich über das abschüssige Dach.

»Charin«, entfuhr es Zoya.

Er nahm Anlauf und landete mit einem riesigen Satz auf der Mauer und folgte dann der Seelenräuberin in die Nacht hinein.

»Du bleibst bei Zoya«, rief Aaron, bevor er sich an der Mauer hochzog, wofür er zwei Anläufe brauchte, und der Jägerin ebenfalls hinterherlief.

Die Stille kehrte zurück. Um sie herum schwebte lautlos ein Meer grüner Flocken.

Zoya drehte sich um. Der Mann lag bewusstlos vor ihr. Sie nahm seine Aura kaum mehr wahr, so blass war sie. An einigen Stellen fehlte sie ganz. Sie kniete sich neben

ihn und ließ ihr weißes Licht über seinen Körper gleiten. Dann schloss sie die Augen, spürte die Wellen ihrer Aura, suchte seine und fand nur noch eine dünne Hülle. Sie drang in sie ein, was nicht allzu schwierig war, denn sie bot keinen Widerstand mehr. Die Partikel, die noch immer an Zoya hafteten, lösten sich in dem Moment, in dem sie die Verbindung zu dem Opfer herstellte. Sie glitten von ihr ab und hefteten sich an seine Aura. Die übrigen legten sich wie ein warmer Regenguss auf die Seele des Mannes. Doch es waren zu wenige, als dass sie die entstandenen Lücken schließen konnten. Wieder einmal war ein Teil eines Lebens für immer ausgelöscht.

»Sie hat zu viel genommen«, sagte Zoya leise zu sich selbst. »Es sind Lücken geblieben. Einige Erinnerungen sind verloren. Ich hoffe, es waren nicht die wichtigen!«

Sie öffnete die Augen. Die Glühwürmchen waren verschwunden, nur ihr weißes Licht und das Blau Jaspers erhellten noch die Nacht. Ihre eigene Aura hatte deutlich an Intensität verloren.

Der Mann, jetzt umgeben von einem blassen Grün, atmete kräftiger. Zoya blickte zu Jasper. Er stand noch immer vor der Mauer und sah daran hoch.

»Das war alles geplant. Das verdammte Miststück weiß genau, was es tut«, fluchte er.

»Wir hätten früher darauf kommen können, dass es eine Frau ist«, stellte sie fest.

Jasper nickte. Seine Aura hatte sich etwas beruhigt. Aus einem Hurrikan war ein starker Wind geworden. Zoya lächelte. Jasper war niemand, der mit seinen Gefühlen hinter dem Berg hielt.

»Sie wird immer dreister. Wenn der Rat nicht bald etwas tut, wird Cambridge im Chaos versinken«, entgegnete Zoya, während sie noch ein letztes Mal mit ihrer Aura über den Körper des Mannes strich.

Den ersten Übergriff hatte Zoya einen Tag nach ihrer

Rückkehr aus Nepal entdeckt. Es war ein netter Abend im Waterman gewesen. Dann hatten sich fremde Seelenpartikel an sie geheftet und sie zum ersten Opfer geführt.

Sie stand auf, schwankte und lehnte sich an die Wand.

Jasper war sofort da. »Verdammt, was machst du?«

»Gib mir einen kleinen Moment.«

Sie schaute auf den Mann zu ihren Füßen. Unzählige unschuldige Seelen verloren einen Teil ihrer Existenz, ohne dass deren Besitzer auch nur die geringste Ahnung davon hatten. Während die Jägerin durch die Seelen immer mächtiger wurde, blieb Zoya kaum mehr Zeit, sich zu regenerieren. Sie war matt und ausgelaugt. Eine Woche zu wenig Schlaf und die vielen Einsätze gingen an ihr nicht spurlos vorbei.

»Du solltest dir eine Pause gönnen.«

»Ich kann nicht. Wer sonst sollte den Opfern helfen?«

»Es hilft uns aber auch nicht, wenn du irgendwann bewusstlos zusammenbrichst.«

»Du kannst es gerne übernehmen«, fauchte sie ihn an.

Jasper löste seinen Griff und fixierte sie. »Du weißt, dass ich das tun würde, wenn ich es könnte. Doch leider fahren diese Seelenteile nun mal nur auf Diamanten ab und nicht auf gewöhnliche Seelenläufer.«

»Tut mir leid. Das war nicht fair.« Zoya bereute ihren Gefühlsausbruch. Jasper wollte nur helfen. »Ich brauche nur etwas Schlaf. Vielleicht kann uns Baptiste ja helfen. Ich soll ihn kurz vor der Versammlung treffen. Dann kann ich ihn fragen, ob er uns Unterstützung schickt.«

»Erwarte nicht zu viel.«

»Er ist der Ratsvorsitzende. Es ist seine Pflicht, für Ordnung zu sorgen, oder nicht?«

»Du hast vollkommen recht. Aber es ist nun einmal so, dass sich der Rat im Allgemeinen nur um seine eigenen Angelegenheiten kümmert. Die wissen es schließlich

bereits seit zwölf Tagen. Seit dem Wochenende sind wir jede verdammte Nacht unterwegs. Und haben sie was unternommen?

»Vielleicht ist er über das Ausmaß der Situation ja gar nicht im Bilde.« Sie konnte sich einfach nicht vorstellen, dass der Rat zusah, wie unschuldigen Menschen Leid zugefügt wurde. Immerhin war es seine Aufgabe, die Welt der Seelenläufer zu bewachen.

Zoya schaute auf den jungen Mann, dessen Finger sich bewegten. »Wir sollten von hier verschwinden.«

Kapitel 2

Die Sonne stand hoch am Himmel, als Rob aus dem Schatten der Bäume trat. Er kniff die Augen zusammen und wartete, bis er sich an die plötzliche Helligkeit gewöhnt hatte. Er stellte seine Tasche auf den Rasen. Dort, wo er sie über die Schulter gelegt hatte, zeichnete sich ein dunkler Streifen ab. Er strich die klebrigen Haare aus dem Gesicht und versuchte, den Film auf seiner Haut abzuwischen. Vergeblich.

Rob ließ den Blick über das Anwesen schweifen. Hautcrave Castle bot mit seinen großen gotischen Fenstern, den vielen Giebeln und Türmchen auf den Dächern einen majestätischen Anblick. Doch bis auf das Eingangsportal und der Sonnenuhr auf der Rückseite fehlte es dem Haus an Verzierungen. Hier und da verdeckten Efeuranken das blanke Mauerwerk, konnten aber die Kälte, die es ausstrahlte, nicht abmildern. Auch die sorgsam gestutzte Rasenfläche sowie die exakt geschnittenen Buchshecken fügten sich nahtlos in das Bild eines imposanten Anwesens. Diese Borniertheit schnürte Rob die Kehle zu. Sein Puls beschleunigte sich, weil es seinen Körper zurück unter die Bäume zog, weg von hier, weg von der Kälte. Er suchte nach dem vertrauten Gefühl in der Magengegend und ließ die Energie langsam aufsteigen, bis ein roter Schein um seinen Körper kreiste. Sofort fühlte er sich besser, weniger machtlos, weniger allein. Er atmete tief ein, ließ den Strom auf- und absteigen, bis er in gleichförmigen Wellen um ihn floss und sein Herzschlag auf ein normales Niveau sank.

Rob sah sich weiter um. Einzig die Lavendelhecke am Eingang zur Kapelle lockerte das steife Bild auf. Der Gärtner hatte seinen Vater oft darum gebeten, sie entfernen zu dürfen. Doch das hatte sein Vater verboten, denn der Lavendel war eine blühende Erinnerung an vergangene Zeiten. Seine Mutter Martha hatte einst diese Hecke gepflanzt, an der sich im Sommer die Schmetterlinge tummelten und unzählige Bienen nach Nektar suchten. Der Lavendel verströmte seinen verführerischen Duft bis in den kleinen Innenhof, wohin sich normalerweise nur Spinnen, Frösche und ein paar Spatzen verirrtten.

Er war fast ein Jahr weg gewesen, doch hatte er nie den Drang gehabt, hierher zurückzukommen. Jetzt hatte er keine Wahl mehr. Nicht seit der Nachricht von Zoyas Rückkehr. Wie ein Lauffeuer hatte sie sich verbreitet, war in kürzester Zeit in die entlegensten Orte vorgezogen und hatte all diejenigen wachgerüttelt, die seit Zoyas Abreise in eine Art Trance verfallen waren.

Die Bewegung seiner Aura riss ihn aus den Gedanken. Sie hatte die Seichtheit eines kleinen Gewässers verloren, glich eher einer rauen See. Die Erinnerungen an Zoya legten sich um ihn wie ein warmer Mantel und ließen ihn lächeln. Er hatte sich immer vor diesem Moment gescheut, nicht gewusst, wie er sich verhalten würde. Als die Worte dann auf seinem Display aufgeleuchtet waren, kam die Entscheidung einfach über ihn. Er hatte die Sachen gepackt, war zum Flughafen gefahren und hatte ein Ticket für den nächsten Flug nach London erworben. Das war der leichtere Schritt gewesen. Ihr gegenüberzutreten war eine andere Sache. Er konnte nur abwarten.

Er zog an der Aura wie an einer Kaugummiblase, bis sie im Innern seines Körpers verschwand. Dort pulsierte sie einen Augenblick und war wenig später nicht mehr

als ein Gefühl von Wärme. Flau war ihm jedoch immer noch.

Rob warf seine Tasche über die Schulter und steuerte den Seiteneingang des Anwesens an, dessen Tür so versteckt war, dass die meisten sie gar nicht wahrnahmen. Dass er nichts an diesem Ort vermisste, stimmte nicht ganz. Das schlechte Gewissen, Ethan den Launen von Amalar und Steven alleine auszusetzen, hatte Rob in Amerika immer begleitet.

Er kramte in seiner Tasche. Es dauerte eine Weile, bis er den altertümlichen Schlüssel fand. Rob ließ ihn ins Schloss gleiten, zog die Klinke zu sich heran und drehte ihn um. Nur widerwillig gab die Schließvorrichtung nach und quietschte theatralisch, bevor sie den Weg freigab. Diese Tür war schon immer widerspenstig gewesen. Als Zeichen der Zustimmung sangen die Scharniere ein qualvolles Lied, als Rob die Tür aufstieß und die riesige Küche betrat.

Ein schmächtiger Junge von vierzehn Jahren lud gerade schmutziges Geschirr vom Servierwagen in die Spülmaschine. Er zuckte zusammen, woraufhin der Stapel in seinen Händen verdächtig wackelte. Er balancierte ihn zum Tresen, stellte ihn ab und starrte Rob mit seinen blaugrünen Augen an. Einen Augenblick lang standen sie sich schweigend gegenüber.

Rob streifte seine Tasche von der Schulter. Sie kam mit einem dumpfen Geräusch auf dem Steinboden auf.

»Es ist nicht gerade höflich, sich durch die Hintertür eines Hauses zu schleichen«, sagte der Junge.

»Du weißt doch, dass ich für die Hauptpforte keinen Schlüssel habe, Ethan«, antwortete Rob.

»Du hättest klingeln können.«

»So war es einfacher.«

»Deine Mutter hat dich für alle Zeit verdorben.«

Rob zuckte mit den Schultern, dann formten seine

Lippen ein Lächeln und auch Ethan erwachte aus seiner Starre und grinste über beide Ohren.

»Junge, hab ich dich vermisst.« Rob wuschelte durch Ethans blonden Schopf und drückte ihn fest an sich.

Auch Ethan umschlang Rob mit seinen schlaksigen Armen und krallte sich in dessen T-Shirt.

Als Rob sich löste, betrachtete er Ethan von oben bis unten.

Er war gewachsen und reichte ihm jetzt bis zum Kinn. Das Kindliche war ersten Bartstoppeln gewichen. Untrügliche Anzeichen des Erwachsenwerdens, was die Situation nicht einfacher machte.

»Haben sie dich gut behandelt? Du siehst dünn aus.«

Ethan winkte demonstrativ ab.

»Hat Steven dich in Ruhe gelassen?«, hakte Rob nach.

»Es ist alles wie immer.«

Was so viel bedeutete, dass er immer noch ihr Geschirr spülte, die Betten machte und für sie putzte. Rob hasste es, doch Ethan schien sich damit abgefunden zu haben.

Ethan sah Rob erwartungsvoll an.

»Ich hab dir etwas mitgebracht.« Er kramte in seiner Tasche und zog ein Buch hervor. »Ich hatte kein Geschenkpapier.«

Ethan riss das Buch an sich. »Die Kinder des Nebels?« Er schlug die erste Seite auf.

»Eine signierte Erstausgabe«, sagte Rob wie beiläufig und konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen.

»Woher hast du das?«

»Das bleibt mein Geheimnis, kleiner Bruder.«

Ethan sah Rob an. Das Strahlen in seinen Augen zeigte dem, dass er die richtige Wahl getroffen hatte.

Dann richtete er seinen Blick auf den Tresen, wo sich neben Tellern auch Tassen, Besteck und diverse Servierplatten tummelten.

»Ich helfe nur Mrs Kober«, sagte Ethan entschuldigend.

Rob schnürte es den Brustkorb zu. Er räusperte sich. »Weiß er Bescheid?« Er deutete gen Decke.

Ethan nickte. Rob stöhnte und fuhr sich mit seinen Fingern durch die Haare.

»Aber du kannst dich entspannen. Er ist vorhin gegangen.«

»Und ich dachte, Amalar bereitet die Rede für seinen großen Tag vor.«

»Er ist auf Stimmenfang.«

»Wozu?«, fragte Rob. »Es gibt keine nennenswerten Gegenkandidaten.«

»Man munkelt, dass Baptiste mit allen Mitteln verhindern will, dass dein Vater ein Teil des Rates wird.« Ethan legte das Buch behutsam auf die Anrichte und ging wieder dazu über, das Geschirr in die Spülmaschine einzuräumen, was Rob dazu zwang, lauter zu reden.

»Daran tut er gut. Ich sehe aber nicht, wie er das verhindern will. Amalar bekommt immer das, was er will. Und jetzt, da man auch Kandidaten der alten Ordnung zugelassen hat, ist der Weg für ihn frei.«

»Warum eigentlich?«, fragte Ethan.

Rob stöhnte. »Das haben sie Jaro Saffin zu verdanken.«

»Wie bitte?« Ethan war in seiner Bewegung erstarrt.

»Ja, leider. Er hat es im Rat durchgesetzt, weil er immer an das Gute geglaubt hat. Zwei Monate später war er tot.« Rob sah durch das Küchenfenster. Ein Milan drehte seine Kreise über dem Anwesen.

»Amalar wird noch unausstehlicher werden, als er es jetzt schon ist«, kam es Ethan über die Lippen.

Rob schaute ihn mit großen Augen an.

»Verzeih. Ich sollte nicht so über ihn sprechen.« Dann nahm Ethan seine Arbeit wieder auf.

Rob grinste. »Nein, ist schon gut. Nur kann ich mich nicht erinnern, dass du jemals solche Äußerungen über ihn gemacht hast.«

»Du warst lange weg«, lachte Ethan halbherzig.

»Es tut mir leid.«

»Steven ist übrigens auch nicht hier.«

»Was ist passiert? Für gewöhnlich lässt er es sich nicht entgehen, wenn Vater mich zurechtweist.«

»Oh, er ist in letzter Zeit sehr mit sich und einer gewissen Dame beschäftigt.«

»Mit einer einzigen?« Rob rümpfte die Nase. »Das glaube ich nicht.«

»Wenn du wüsstest.« Ethan lugte hinter dem Tresen hervor.

»Was sollte ich wissen?«

»Ich denke, das wirst du noch früh genug erfahren.« Ethan klang eher verzweifelt als glücklich.

»Jetzt sag schon!« Rob stupste ihn an.

»Nein, Bruderherz. Weißt du, den Spaß will ich dir nicht verderben.«

Rob schaute auf die vielen Essensreste und Teller, die noch immer überall auf dem Tresen verteilt waren.

»Haben wir Besuch?« Es kam eigentlich nicht vor, dass Stevens oder Amalars Bekanntschaften mit der Familie am Tisch saßen.

Ethan antwortete nicht, grinste stattdessen.

»Ich gehe duschen. So wie ich dich kenne, wirst du es mir sowieso nicht sagen.«

Sein Bruder nickte.

Rob klopfte ihm auf die Schulter, nahm seine Tasche, verließ die Küche und gelangte durch den Korridor zur Eingangshalle. Sie wurde von einem opulenten Kronleuchter erhellt, der an einer massiven Eisenkette hing und wie ein Damoklesschwert über ihm schwebte.

Die Stufen ächzten, als er die alte Treppe hinaufstieg.

Das obere Stockwerk lag in völliger Dunkelheit. Weder Eingangsbereich noch Korridore verfügten über Fenster. Das Herrenhaus stammte aus dem sechzehnten Jahrhundert und war schon seit Generationen im Besitz der Familie. Sein Ur-Ur-Großvater hatte es einem Mitglied der königlichen Familie abgekauft, als dieses in Geldnot war. Es heißt, dass Queen Mary die Erste, nach einer von ihr befohlenen Massenhinrichtung, in einem der Gemächer genächtigt hatte und ihr gequälter Geist heute noch manchmal zu Besuch kam. Rob kannte die Schauergeschichten. Seine Mutter hatte es geliebt, abends an seinem Bett sitzend von den Legenden zu erzählen. Wie oft war er auf der Suche nach der blutigen Mary nachts durch die Gänge geschlichen und hatte leise ihren Namen gerufen. Zu seiner Enttäuschung zeigte sich die Vorgängerin von Elisabeth der Ersten nie, spielte aber hier und da mit den Gardinen oder den Schatten und hatte sein Kinderherz schneller schlagen lassen.

Martha hatte es verstanden, die alten Gemäuer weniger beängstigend und dafür geheimnisvoller wirken zu lassen. Mit ihrem Tod waren die Geschichten verschwunden und die Kälte hatte Einzug gehalten. Seither lag Hautcrave Castle im Winterschlaf, als ein graues und tristes Abbild dessen, was es einst gewesen war.

Als er die Tür zu seinem Zimmer öffnete, strömte goldenes Licht in den dunklen Korridor und ließ Staubkörner tanzen. Er trat ein und fand alles so vor, wie er es verlassen hatte. Nur die Luft war weitaus frischer, als man von einem Zimmer vermuten würde, was ein Jahr nicht bewohnt wurde.

Das war Ethans Werk.

Die Vorhänge des Himmelbetts waren zurückgezogen, die Wäsche erneuert und die Kissen drapiert. Auf dem Nachttisch lag noch das Buch, das er vor seiner Abreise gelesen hatte.

Er stellte die Tasche auf die kleine Truhe vor dem Bett und ging ins angrenzende Bad, wo er frische Handtücher und ein Shampoo vorfand. Er grinste. Ethan hatte an alles gedacht.

Rob ließ seine Jeans auf den Boden fallen und zog das von der Reise durchgeschwitzte T-Shirt aus. Dann stellte er sich unter die Dusche und wartete darauf, dass das warme Wasser auf ihn nieder rieselte. Mit der Wärme kamen die Gedanken an jenen Tag, der für ihn zugleich Himmel und Hölle bedeutet hatte. Er sah Zoyas smaragdgrüne Augen, die kastanienbraunen Haare, die sich in einer dichten Mähne um ihre blasser Haut schmiegt. Rob glaubte sogar, ihren Duft zu riechen. Er konnte sich bis heute nicht erklären, warum Zoya ihm so den Kopf verdrehte, ihn Dinge tun ließ, die sein Leben nur noch komplizierter machten, als es eh schon war.

Er stützte sich mit den Händen an den Fliesen ab, beugte seinen Kopf vor und ließ das Wasser darüber fließen. Es dauerte eine Weile, bis es durch seine widerpenstigen Haare gedrungen war und sich ein Prickeln auf der Kopfhaut ausbreitete. Das Wasser bahnte sich seinen Weg über seine Wimpern, seine Nase und den Mund.

Zoya war so anders als all die Frauen, die er bisher kennengelernt hatte. Sie gehörte nicht zu Cambridges Elite. Die Faszination ihrer Wildheit und Kraft war es gewesen, die ihn in die Zwickmühle gebracht hatte, in der er steckte.

Die Wassertropfen prasselten auf seinen Nacken und brannten jetzt wie Hagelkörner. Er stellte die Dusche ab, fuhr sich mit dem Handrücken über das Gesicht, als könne er damit die Erinnerung an sie wegwischen.

»Verdammt!« Er schlug gegen die Fliesen.

»Das habe ich jetzt überhört.«

Rob verharrte, hob den Blick und sah durch die be-

schlagene Glasscheibe das verzerrte Bild einer Frau mit langen blonden Haaren, die lasziv am Türrahmen lehnte. Für einen kurzen Augenblick verfluchte er Ethan. Das hätte er ihm sagen müssen.

Rob öffnete die Kabinentür, griff nach dem Handtuch am Haken und wickelte es sich um seine Hüfte, ohne sich abzutrocknen. Sie verfolgte jede seiner Bewegungen.

»Cassandra Darabont«, sagte er schließlich und schaute erstmals in ihre eisblauen Augen. »Dich habe ich hier nicht erwartet.«

»Steven hat sich ohne dich gelangweilt. Da habe ich ihm Gesellschaft geleistet.«

Er neigte den Kopf. »Und die Zwillinge?«

»Meine Brüder sind bei Tante Florentine geblieben. Wichtige Geschäfte, du weißt ja.«

»Ich erinnere mich nur all zu gut an die Machenschaften deiner Familie.«

»Du weißt ja, welche Verantwortung auf den Schultern unserer Häuser lastet oder hast du das alles schon vergessen?«

»Wie könnte ich das jemals tun.« Er trat an sie heran. »Warum bist du hier?«

»Die Versammlung heute Abend«, erklärte sie.

»Und dafür verlässt du dein geliebtes London?«

»Man munkelt, diese wird in die Geschichtsbücher eingehen.«

»Ich werde ein Auge auf dich haben.«

Ihre Lippen kamen näher. »Von mir aus auch zwei«, säuselte sie ihm mit ihrer hohen Stimme entgegen.

Rob empfand sie ebenso unangenehm wie ihr ganzes Auftreten. Er wich zurück.

»Bekomme ich keinen Kuss?« Ihre glänzenden Lippen spitzten sich.

Er schob sich an ihr vorbei in das Schlafzimmer, wo er auf dem Holzboden nasse Fußabdrücke hinterließ. Ihr

zuckersüßes Parfüm hatte sich im Raum ausgebreitet, stach ihm in der Nase.

»Es soll ja so einige Rückkehrer dieser Tage geben.«

Rob antwortete nicht, öffnete stattdessen die oberste Schublade der Kommode, fischte eine Jeans heraus und zog sie über, bevor er das Handtuch löste und seinen Oberkörper abtrocknete. Cassandra hatte sich derweil ans Fensterbrett gelehnt. Sie trug weiße Shorts, die ihre braungebrannten Beine zur Geltung brachten, dazu ein rotes Top.

»Die Staaten haben dir gutgetan. Du wirkst erwachsen, männlich«, stellte sie fest.

Er sah sie an. Just in diesem Moment strich sie sich einen Wassertropfen vom Dekolletée. Sein Kiefer knackte. Was bei seinem Bruder funktionierte, löste in ihm Ekel aus.

»Das mag daran liegen, dass wir uns sieben Jahre nicht gesehen haben. Da verändern sich Menschen, die meisten wenigstens.«

Sie lächelte ihn an. Sie war schon immer ein verwöhntes, durchtriebenes Gör gewesen, das Steven und ihn als Kinder gegeneinander aufgewiegelt hatte. Steven mochte nichts dazugelernt haben, aber bei ihm jedenfalls würde sie sich die Zähne ausbeißen.

Er wandte sich ab, suchte in der Kommode nach einem Oberteil. »Wo ist Steven?«, fragte er, während er ein dunkelblaues Shirt aus einem der Stapel nahm und es sich überstreifte.

»Hier!«, antwortete eine Stimme. »Und von mir aus hättest du bleiben können, wo auch immer du warst.«

Kapitel 3

Zoyas Hände rutschten ab, als sie die Klingel neben der Haustür betätigte. Ein Läuten drang aus dem Innern des alten Cottages, dann hörte sie Schritte.

»Zoya, schön, dass du da bist!« Die Großmeisterin öffnete die Tür und lachte Zoya mit ihren warmen braunen Augen an. »So überrascht?«

»Irgendwie schon«, stammelte Zoya. »Mit einem Anruf von dir hatte ich heute nicht gerechnet.«

»Ich dachte, du könntest ein wenig Unterstützung gebrauchen. Komm, er wartet im Garten auf dich.«

Serafina bat Zoya hinein. Das Haus war größer als das ihres Großvaters, aber ebenso charmant. Der hölzerne Fußboden durchzog die Etage, die vollgestellt war mit alten Möbeln unterschiedlicher Zeitalter. Serafina führte sie durch den kleinen Flur, vorbei an zwei geschlossenen Türen, hin zu einem weiteren Durchgang, der den Blick freigab in den Garten.

»Baptiste zieht dieses Haus den Hotelzimmern vor, wenn er in Cambridge ist. Es gehört meiner Familie. Und du hast keinen Grund, nervös zu sein.«

»Deswegen bist du auch zur Unterstützung hier«, konterte Zoya, hörte aber auf, den Ring ihres Großvaters an ihrem Finger zu drehen.

»Er weiß, was er tut.« Serafina nickte, dann betraten sie den mit unzähligen blühenden Büschen und Sträuchern bestückten Garten.

An einem kleinen Tisch unter einem Baum saß ein älterer Herr mit schneeweißen Haaren und dichtem Bart.

Den Blick in die Ferne gerichtet, schien er erst aus seinen Gedanken zurückzukehren, als die beiden einen Schatten auf ihn warfen. Er stützte sich auf dem Tisch ab, als er sich hochstemmte.

»Es ist mir eine Freude, dich endlich kennenzulernen.«

Zoya wollte ihm gerade ihre Hand zum Gruß reichen, fand sich aber in einer herzlichen Umarmung wieder. Der Ratsvorsitzende sah sie aus hellgrauen wachen Augen an. Sie glänzten vor Freude, als hätte er soeben einen lang vermissten Freund aus Kindertagen begrüßt.

»Verzeih, ich bin ungestüm.« Baptiste löste sich endgültig von Zoya und nahm sie weiter in Augenschein.

»Du bist groß, mein Mädchen. Schon eine richtige Dame – und eine Schönheit dazu«, sagte er, wobei er lächelte und unzählige kleine Fältchen auf seinem Gesicht erschienen. Dann sah er in ihre Augen. »Und du bist müde.«

»Die letzten Nächte waren anstrengend. Ich habe nicht besonders viel Schlaf bekommen.«

»Und auch zu wenig Zeit, um deine Kräfte wieder zu regenerieren«, stellte Serafina fest.

»Die Jägerin schlägt beinahe jede Nacht zu, nicht selten sind es mehrere Opfer an einem Abend. Was gedenkt der Rat dagegen zu tun?«

»Der Rat?«, fragte Baptiste. »Ich dachte, die Gemeinde ist dafür zuständig?« Er schaute Serafina an.

»Nun, das ist sie für gewöhnlich«, antwortete Serafina. »Aber wir sollten langsam darüber nachdenken, Hilfe zu schicken, bevor noch schlimmerer Schaden angerichtet wird. Ich hatte mit dir darüber gesprochen.« In ihren Worten lag eine Milde, die in Zoya Wut aufkeimen ließ.

»Schlimmer?«, sagte sie ein wenig zu laut. »Nun ich meine, es könnte kaum schlimmer sein! Bald wird auch die übrige Bevölkerung Fragen stellen. Lange kann das

nicht mehr geheim gehalten werden. Und wie viele Opfer muss es noch geben, bis der Rat einsieht, dass es Zeit zum Handeln ist?«

»Jetzt beruhige dich.« Serafina strich über Zoyas Arm. »Seit Tagen rennen wir einem Geist hinterher. Und selbst Aaron und Charin gelingt es nicht, die Jägerin zu fassen.«

»Das ist in der Tat eine Leistung«, sagte Baptiste.

»Finden Sie das lustig?«, fragte Zoya, die Jaspers Skepsis gegenüber dem Rat plötzlich nachvollziehen konnte.

»Nein, du verstehst mich falsch. Ich werde mit dem Rat darüber sprechen.«

»Wann?«, platzte es aus Zoya heraus und erntete dadurch einen warnenden Blick von Serafina.

Baptiste lächelte sie an. »Nach der Versammlung werden wir uns darum kümmern«, beteuerte er. »Lasst uns von anderen Dingen sprechen, ebenso wichtigen Dingen. Wie viel Zeit bleibt uns noch?«, wandte er sich an Serafina.

»In zwanzig Minuten kommt das Taxi«, antwortete sie, nachdem sie auf die goldene Uhr an ihrem Handgelenk geschaut hatte.

»Wir wollen uns setzen.« Baptiste zeigte auf einen der Stühle, die um den gusseisernen Tisch standen, auf dem bereits drei Tassen und eine Kanne auf sie warteten. »Ich kann dir nur Kaffee anbieten, mit der englischen Unsitte kann ich nichts anfangen.«

»Für mich nicht, danke.« Zoya zögerte. Sie hatte keine Lust auf einen gemütlichen Plausch. Sie hatte andere Sorgen und sie war müde. Doch sowohl Serafina als auch Baptiste starteten sie mit Nachdruck an. Also setzte sie sich.

»Ich kann noch immer nicht glauben, dass der alte Jaro dich so lange vor uns verborgen halten konnte«, sagte

er, während Serafina ihm Kaffee eingoss. Er nahm sich ein Stück Gebäck und biss herzlich hinein. Einige Krümel sprangen dabei ab und verfangen sich in seinem Bart, der bei jeder Bewegung auf und ab wippte.

Baptiste musste einst ein stattlicher Mann gewesen sein, denn obwohl man ihm sein hohes Alter ansah, wirkte er erhaben und ohne jeden Zweifel aristokratisch. Zoya konnte sich gut vorstellen, wie er das Regiment im Rat führte. Auch wenn er etwas Jungenhaftes in seinen Augen hatte, zweifelte sie keinen Moment daran, dass er sich durchsetzen konnte.

»Ich habe deinen Großvater sehr geschätzt«, fuhr er nach kurzem Schweigen fort. Er nahm einen weiteren Schluck aus seiner Tasse. »Jaro hatte immer so etwas Klares in seinen Gedanken, formulierte die Dinge gerne auf den Punkt.« Er schaute zu Zoya. »Du hast seine Augen, Kind. Du wirst es weit bringen. Oh, ist das nicht sein Ring?« Er deutete auf Zoyas Hand.

Sie nickte. Baptiste hatte genügend Respekt, sie nicht weiter danach zu fragen. Er war eine kostbare Erinnerung. Viele hatten sich ihn genauer ansehen wollen, doch sie gab ihn nie her.

»Was er wohl sagen würde, wenn er wüsste, was ich dir jetzt anbieten möchte?«, fuhr Baptiste fort.

Zoya entging nicht, wie sich seine Augen verengten. »Ich verstehe nicht ganz.«

»Du bist der Diamant. Was auch immer deine Aufgabe sein mag, sie dient der Gemeinschaft. Und in Zeiten wie diesen können wir dich wahrlich gebrauchen.«

»Deshalb tue ich auch alles, um die Jägerin zu schnappen.«

»Das meinte ich nicht«, er lächelte.

»Was dann?«

»Es ist mehr als vierzig Jahre her, seit der letzte Diamant gefallen ist. Doch ich erinnere mich noch gut an

Henry. Er war ein stolzer Soldat und dies ist ihm am Ende zum Verhängnis geworden. Auch heute sind die Zeiten alles andere als einfach. Nie war die Kluft innerhalb der Gemeinde tiefer, nie gab es mehr Streit und Zwietracht. Ich bin ehrlich, wir stehen kurz vor dem Zerfall. Und dies darf unter keinen Umständen geschehen. Das hatte auch dein Großvater erkannt.«

»Es geht um die Zwietracht zwischen Seelenläufern und Seelenräubern?«

»So würden sie sich selbst nie nennen, auch wenn dies heutzutage die gängigste Bezeichnung sein mag, titulieren sie sich doch selbst als Traditionalisten – Anhänger der alten Ordnung.«

Zoya wusste von dem Streit zwischen den Ratsmitgliedern, der die Spaltung der Gemeinde nach sich gezogen hatte.

»Was hat das mit mir zu tun?«

»Ich weiß nicht, wie vertraut du mit der Sache bist. Kennst du den Hauptstreitpunkt?«

»Seelenräuber nehmen sich die Seelen Unschuldiger, wir tun das nicht«, antwortete sie prompt.

Baptiste lachte. »Meine Liebe, es gab auch andere Zeiten, in denen sich jeder Seelenläufer nach Lust und Laune bediente.«

»Was soll das heißen?«

»Dass die Seelenläufer keinesfalls so unschuldig sind, wie du meinst«, sagte Baptiste.

»Der Punkt ist aber der, dass manche eingesehen haben, dass man sich an anderen Menschen nicht einfach so bedienen darf«, sagte Serafina. »Damals sind immer mehr Seelenläufer Verbindungen mit Unbegabten eingegangen, aus denen Kinder hervorgingen, die nur zur Hälfte die Begabung in sich trugen oder nur eine Abwandlung davon. Seher oder Heiler entspringen zum Beispiel oft solchen Mischehen. 1546 sollte dann eine

neue Ordnung eingeführt werden, in denen es sich die Seelenläufer verboten, menschliche Seelen zu rauben.«

»Das war doch das Jahr, in dem sich die Seelenräuber abgespalten haben«, stellte Zoya fest.

»Richtig«, bestätigte Baptiste. »Sie sahen in den Mischehen eine Gefahr für die Gabe. Sie glaubten, dadurch würden eines Tages die Seelenläufer ganz verschwinden, weswegen sie lieber an der alten Ordnung festhalten wollten.«

»Doch Untersuchungen haben ergeben, dass es zwar zu Beginn eine gewisse Abnahme der Vererbung gab, mittlerweile der Wert aber stagniert, obwohl es nach wie vor viele Mischehen und Mischlinge gibt«, ergänzte Serafina. »Du bist das beste Beispiel dafür.«

»Das stimmt«, sagte Baptiste. »Dein Vater ist unbegabt und obwohl deine Mutter die Gabe nicht in sich trägt, hat sie sie an dich weitervererbt. Nicht nur das, du bist ein Diamant. Du bist der beste Beweis dafür, dass Mischlingskinder ebenso die Begabung in sich tragen, wie Kinder aus alten Seelenläufer-Dynastien.«

Zoya war es nicht recht, ihre Familiengeschichte so offengelegt zu bekommen. Ihren Vater hatte sie seit der Beerdigung ihres Großvaters nicht mehr gesehen. Die Weihnachtskarte, die sie bei ihrer Rückkehr vorgefunden hatte, hatte sie ohne zu lesen in den Müll geschmissen. Auch zu ihrer Mutter war das Verhältnis alles andere als entspannt. So gut es ging, vermied sie es, mit ihr Kontakt zu haben. Zu ihrem eigenen Schutz, denn sobald sie an Ann dachte, keimte die Wut in ihr hoch. Die Wut darüber, dass Ann ihr Vorwürfe machte, Jaro hätte seine Enkelin mehr geliebt als seine eigene Tochter.

»War das der Grund, warum Jaro so um eine Wiedervereinigung gekämpft hat?«, fragte Zoya und erkannte die Überraschung in Baptistes Augen. »Heidi hat einmal so was angedeutet.«

»Heidi?« Er runzelte die Stirn.

»Heidi Baker«, half Serafina.

»Ah, das Baker-Mädchen, blond, Locken, ich erinnere mich. Sie war immer sehr freundlich zu mir, wenn ich zu Besuch in Pymoor war. Ganz anders als dieses griesgrämige Kind ...«

»Kate Lanchester.«

»Richtig, welch tragisches Schicksal.«

»Es war Mord!«, mischte sich Zoya ein.

»Ich hörte, sie wäre von der Brücke gesprungen.«

»Dies ist nicht der richtige Zeitpunkt«, mahnte die Großmeisterin.

Kates Tod war jetzt über ein Jahr her. Steven hatte den Mord an ihr zugegeben, auch wenn er es später zurückgenommen hatte. Doch das zuständige Dezernat hatte nach wenige Wochen das Verfahren aus Mangel an Beweisen eingestellt.

»Ich sollte mir diese junge Dame mal vorknöpfen«, sagte Serafina und riss Zoya aus ihren Gedanken.

»Heidi war damals die Einzige, die etwas Licht ins Dunkel gebracht hat. Sie sollte dafür nicht bestraft werden«, stellte sie fest.

»Lass gut sein, Serafina«, mischte sich Baptiste wieder ein. »Es war sicherlich ein Grund, warum Jaro dies getan hat. Doch es gab einen weiteren. Deine Grandma Katharina, Gott hab sie selig, war unbegabt. Jaro war damals einer der wenigen, der seine Beziehung öffentlich machte. Er war ein Vorreiter.«

»Aber das verstehe ich nicht. Der Beschluss, keine Seelen zu nehmen, stammt von 1546?«

»Und genau daran siehst du«, sagte Baptiste, »dass es dauert, bis Geschriebenes in den Köpfen ankommt. Lange vergnügte man sich mit Unbegabten und ließ sie dann im Stich. Und nicht selten entsprangen aus diesen Liaisons Kinder, die nicht anerkannt wurden und ihr Leben

als Bastarde fristeten, bis sich bestenfalls eines Tages die Gabe in ihnen zeigte und sie in die Gemeinden aufgenommen wurden.«

»Du bist somit der erste Diamant aus einer Mischung«, sagte Serafina.

Zoya ließ die Informationen auf sich wirken. Jaro hatte wenig über Grandma gesprochen, die vor ihrer Geburt verstorben war. Aber sie hatte ihn oft erwischt, wie er liebevoll über eine alte Fotografie strich oder während einer Erzählung innehielt. Sie glaubte, die Erinnerung hatte Jaro so sehr geschmerzt, dass er nicht darüber reden konnte. Es gab auch kein Grab ihrer Großmutter. Genau einmal hatte Zoya danach gefragt. Eine Antwort hatte sie nicht erhalten, stattdessen war Jaro wortlos ins Haus gegangen und hatte sich in sein Zimmer verkrochen.

»Zoya, alles okay?«, fragte Serafina und holte sie wieder in die Realität zurück.

»Es ist wichtig, dass du die Zusammenhänge kennst«, fuhr Baptiste fort, als hätte es die Unterbrechung nie gegeben. »Nur so kannst du verstehen, warum dich so viele als Hoffnungsträger sehen.«

»Oder als Gefahr!«, fügte Serafina an und Zoya beschlich das Gefühl, dass diese Diskussion nicht zum ersten Mal geführt wurde.

»Wenn Zoya tatsächlich der Diamant aus der Prophezeiung ist ...«, wandte sich Baptiste direkt an Serafina.

»Was wir nicht wissen«, konterte sie. »Es gab schon einige, die dafür gehalten wurden und dafür mit mehr als nur ihrem Ansehen bezahlt haben.«

»Aber wenn sie es ist, dann kann sie den Streit zwischen den Gemeinden beilegen und ...«

»Von welcher Prophezeiung spricht ihr?«, unterbrach Zoya das Zwiegespräch.

Baptiste warf Serafina einen vernichtenden Blick zu.

Alle Gutmüdigkeit war aus ihm gewichen. Der Ratsvorsitzende wirkte unnachgiebig. »Ich wünsche, dass sie schnellstmöglich über die Prophezeiung in Kenntnis gesetzt wird.«

»Selbstverständlich«, nickte Serafina. »Ich werde Hardstone zu ihr schicken.« Dann schaute sie auf die Uhr. »Es bleibt nicht mehr viel Zeit, sie in deine Pläne einzuweihen, oder willst du sie unwissend in die Versammlung schicken?« Sie hatte einen Arm gehoben und deutete mit ihren schlanken Fingern Richtung Tür.

Zoya verstand nichts mehr. Sie war mit der Erwartung in das Gespräch gegangen, Hilfe gegen die Seelenräuberin zu erhalten. Jetzt glaubte sie, dass ganz andere Absichten hinter dem Treffen standen.

»Du hast wie immer recht, meine Teuerste«, lenkte Baptiste ein.

Er stand auf, wobei er sich auf der Armlehne abstützte. »Ich erkläre es dir auf dem Weg zur Sitzung«, sagte er und bedeutete Zoya, ihm zu folgen. An seinem Stuhl lehnte ein Gehstock, den er ergriff und mit dem er zum Haus ging.

»Ich habe beschlossen«, fuhr er fort, als Zoya zu ihm aufgeschlossen hatte, »dich dem Rat als neues Mitglied vorzuschlagen«.

»Was?«

»Das ist die logische Konsequenz aus deiner Begabung. Diamanten haben seit jeher einen Sitz im Rat. Und wie es der Zufall will, ist gerade ein Platz frei. Weshalb also warten? Du bist der Hoffnungsträger der Gemeinde und als solcher solltest du ein Mitspracherecht haben.«

Zoya blieb wie angewurzelt stehen und zwang Baptiste, ebenfalls anzuhalten. »Und das sagt man mir jetzt?«

Baptiste trat auf sie zu. »Aber Zoya, du bist der Diamant. Das bringt Verpflichtungen mit sich. Wenn du es nicht schaffst, etwas Ruhe in die Gemeinde zu bringen,

dann wohl niemand. Die Zeiten sind schrecklich. Die Kluft zwischen den Ordnungen wird stetig größer ... und jetzt noch diese Überfälle. Die Leute werden immer nervöser. Wir brauchen einen Hoffnungsschimmer. Und wer wäre dazu besser geeignet als jemand mit einer besonderen Gabe, der zudem noch eine Liaison mit einem Mitglied der alten Ordnung hatte, wie ich hörte. Welche Absichten der da oben«, er zeigte zum Himmel, »auch immer haben mag, wir sollten seine Zeichen nicht ignorieren.«

»Nur glaube ich weder an Gott noch an die Vorsehung.« Dass er jetzt auch noch Rob ins Spiel brachte, empörte Zoya. »Dass ich diese Gabe habe, war eine dumme Laune der Natur.«

»Das glaube ich kaum.« Baptiste ging weiter.

Sie blieb stehen. Der Ernst in seiner Stimme ließ sie zweifeln. Der Entschluss, der Gemeinde zu helfen, war ein steiniger Weg gewesen. Jetzt so in den Fokus gerückt zu werden, entsprach nicht ihrem Naturell. Sie hielt sich lieber im Hintergrund.

Eine Hand legte sich auf ihre Schulter. »Er will nur das Beste für die Gemeinde. Er hält ausgesprochen viel von dir, sonst wäre er nicht zu der Überzeugung gelangt, dass du die Fronten vereinen kannst«, sagte Serafina.

»Er sieht etwas in mir, was ich nicht bin.«

Serafina trat vor sie. »Du solltest mehr Vertrauen in dich haben. Und wenn du es nicht für dich tust, dann für deinen Großvater. Er hat so hart dafür gekämpft, die Gemeinden wieder zusammenzubringen.«

»Er hat es mit seinem Leben bezahlt.«

»Er hat sein Leben für eine Sache gegeben, an die er geglaubt hat. Er wusste, worauf er sich einlässt.«

»Aber du selbst hast Baptiste doch eben noch widersprochen. Wie kannst du jetzt auf seiner Seite stehen?«

»In gewissen Dingen anderer Meinung zu sein, bedeu-

tet nicht, dass man den Grundsatz für falsch hält. Du bist etwas Besonderes. Und das kann sehr nützlich für die Gemeinde sein. Ich wünschte nur, uns bliebe etwas mehr Zeit.«

»Aber warum jetzt? Warum nicht bis zur nächsten Versammlung warten?«

»Weil nur jetzt ein Platz frei ist.«

Zoya schaute Serafina an. Irgendetwas stimmte nicht.

Und dann traf es sie wie ein Schlag.

»Er will nicht, dass Amalar gewählt wird.« Sie hatte sich erst neulich mit Jasper darüber unterhalten, dass erstmals auch Seelenräuber zur Wahl zugelassen waren und Amalars Chancen, einen Platz zu erlangen, gar nicht schlecht standen. »Vergiss es. Da mache ich nicht mit.«

»Er wird alles zerstören, was wir aufgebaut haben, wofür dein Großvater gestanden hat. Er wird alles dafür tun, die alte Ordnung wieder herzustellen. Du hast selbst erlebt, wozu er fähig ist.«

Zoya schwieg. Aber das Brodeln in ihrem Innern konnte sie nicht ignorieren. Serafina hatte einen wunden Punkt getroffen und das wusste sie genau. Doch Zoya hasste es, als Spielball benutzt zu werden.

»Hör zu«, sagte Serafina. »Ich vertraue Baptiste. Er ist ein weiser Mann mit einer unglaublichen Intuition. Ein Leben ohne Ziel ist sinnlos. Das hat er immer den Menschen gesagt, die seine Absichten belächelt haben. Erst sein Leben für eine Sache zu opfern, macht es lebenswert.«

Zoya sagte nichts. Sie kannte diese Sätze nur zu gut, denn sie hatte sie nur allzu oft in Jaros Haus gehört.

»Letztendlich ist es eine Entscheidung, die nur du treffen kannst.«